

Keltenfund im Röntgenblick

Autor(en): Norbert Spichtig, Sophie Hüglin

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2013

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0c2680a3-bdb3-47ab-9b8a-1958882dbc9e>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

GRENZENLOS DÖRFLICH

Die baselstädtische Landgemeinde
Bettingen feierte 2013 die fünfhundertjährige
Zugehörigkeit zum Stadtkanton,
unter anderem mit einem grossen Dorffest.
Versuch einer Annäherung ans
Grenzdorf

Fünfhundert Jahre Bettingen bei Basel: Anlass im Jubiläumsjahr, sich näher mit diesem Zwölfhundert-Einwohner-Ort zu befassen. Ist Bettingen ein verschlafenes (ehemaliges) Bauerndorf oder eine dynamische grüne Vorortgemeinde? Und wie sehen die Basler eigentlich ihr kleines, gebirgiges «Anhängsel»? «Dass wir mal vergessen gehen, kann schon passieren», meint dazu der Bettinger Gemeindepräsident Patrick Götsch in einem Zeitungsinterview und bezieht sich damit auf die Stadtbasler, von denen noch nicht alle der Landgemeinde schon einmal einen Besuch abgestattet haben. Immerhin: Die Feierlichkeiten zum 500-Jahr-Jubiläum sind verrauscht, Bettingen «war eine Woche lang nicht zu bremsen» und «liess es krachen» (so titelte die BaZ), und nicht nur die Basler Musikerin Anna Rossinelli und 77 Bombay Street waren da, sondern auch viele festfreudige Stadtbaslerinnen und Stadtbasler. Davor hatte der Basler Regierungsrat Baschi Dürr

die feiernde Bevölkerung bereits an der 1.-August-Feier mit der Mitteilung überrascht, er habe entdeckt, dass er nicht etwa den Basler, sondern vielmehr den Bettinger Dialekt spreche (was alle freute).

Bettingen wird also von den Baslerinnen und Baslern geschätzt, aber als was? Beim Versuch, den Charakter der kleinen Landgemeinde bei einem Ausflug etwas genauer zu ergründen, lande ich vor dem Café Wendelin am Dorfplatz. Schon während der Busfahrt war mir an einer Baustelle beim Dorfeingang einerseits das Schild «Stadt nah wohnen im Grünen» und nur ein paar Meter daneben die Tafel «Früchte vom Bauernhof» aufgefallen. Ich stelle mir die Frage, ob Bettingen eben heute nicht vielleicht beides sei: kleine Agglo-Gemeinde und Bauerndorf in einem. Sozusagen der spezielle Farbtupfer im eng begrenzten Stadtkanton.

Dagegen war im Jahr 1513 für die politischen Verantwortlichen der Stadt Basel die Aus-

gangslage relativ klar. Sie erwarben die kleine Gemeinde, die damals politisch den Marktgrafen von Breisgau, kirchlich dagegen zum Bistum Konstanz (also auf jeden Fall zum Deutschen Reich) gehörte, von den Grossgrundherren und Rittersbrüdern Christoffel und Hans Truchsess von Wolhusen für 800 rheinische Gulden: Bettingen war arm, bettelarm sogar. Wichtiger als das Häuflein Häuser war der oberhalb des Dorfes gelegene Wallfahrtsort St. Chrischona mit der Kirche gleichen Namens – wobei im Dunkeln bleibt, seit wann auf dem «Basler

Hundert Jahre später geraten Bettingen und die Chrischona trotz ihrer Abgeschiedenheit kurz unter die Räder der Weltpolitik: Man schreibt das Jahr 1634, der Dreissigjährige Krieg ist in vollem Gang und die Schweden rücken aus dem Elsass gegen die kaiserlichen Truppen vor. «(...) eine Abteilung nahm, vielleicht in Unkenntnis der Grenzverhältnisse, alles Vieh des Chrischonapächters weg, plünderte die Kirche und schmiss die Fenster ein, um das Blei der Einfassungen zu gewinnen und Schiesskugeln daraus giessen zu können», beschreibt



Fünfhundert Jahre mittendrin am Rande:
das Basler «Bergdorf» Bettingen

Hausberg» überhaupt eine Kirche steht. Aber die Legende von der heiligen Chrischona als eine der Elftausend Jungfrauen, die auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Rom als Einzige nicht von den durchziehenden Hunnen ermordet wurde, sondern eines natürlichen Todes starb und auf dem Hügel begraben wurde, machte den Ort weit über die Schweiz hinaus populär und auch für das (bald protestantische) Basel attraktiv.

Ludwig Emil Iselin in seiner «Geschichte des Dorfes Bettingen» die damaligen schlimmen Verhältnisse.

Dann aber versanken Bettingen und die Chrischona (wo sich 1840 auch die heute noch aktive Pilgermission gründet) wieder in ihrer Abgeschiedenheit; nach der Kantontrennung bleiben sie (wohl nicht zuletzt aus geografischen Gründen) beim Stadtkanton. Auch die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts erleben die zwei klei-

nen Schwester-Orte vor allem als äusserste Aussenposten der Eidgenossenschaft, wobei die vielen Flüchtlinge, die hier in den Jahren 1939–1945 verzweifelt den Grenzübertritt versuchen, der Geschichte eine besonders tragische Note geben.

Zurück in der Gegenwart bringt mich der Bus noch ein Stück weiter nach oben, nämlich auf die Chrischona. Hätte sich die Vision erfüllt, würde hier heute eine ‹Trambahn› verkehren – so schwebte es den Initianten vor dem Ersten Weltkrieg, also in der sogenannten Gründerzeit, vor. Eines von vielen Projekten, das in Basel angedacht, aber nie realisiert wurde und das Bettingen besser mit der Stadt verbunden hätte. Dabei sah anfänglich alles so gut aus: Im noch jungen Bundesstaat wurden in jenen Jahren viele Eisenbahn-Konzessionen vergeben und Bahnen gebaut, und eine von ihnen sollte von Riehen via Bettingen auf die Chrischona führen.

Im Jahr 1897 erteilt der Bund die Bahnkonzession und verlängert sie schliesslich sechsmal; verschiedene Bahnbegeisterte versuchen, das Geld zusammenzubringen, was erst zu gelingen scheint, dann aber scheitert. Streit gibt es auch über die Linieneinführung einer solchen Trambahn. Die Idee, sie von Basel via Hörnli – Grenzacherstrasse unter Umgehung Riehens direkt nach Bettingen–St. Chrischona zu führen, kommt in der grossen Landgemeinde schlecht an. Endgültig abstürzen lässt das Grossprojekt dann der Erste Weltkrieg, auch in Basel hat man damals andere Sorgen als den Streit um eine Strassenbahn auf den höchsten Punkt des Kantons (der sogar im berühmten Baedeker-Reisehandbuch von 1891 Erwähnung findet). 1930 dann wird die Autobusverbindung Riehen – Bettingen in ihrer heutigen Form aufgenommen.

In der kleinen Basler Landgemeinde waren vermutlich einige über das Scheitern des Projektes nicht unglücklich, weil sie um ihre dörfliche Ruhe fürchteten, wenn allzu

viele und laute Ausflügler aus der Stadt kämen (der Individualverkehr war da erst im Entstehen). In den Achtzigerjahren wiederholt sich diese Diskussion dann auf einer anderen, im doppelten Sinne höheren Ebene: Es geht um den Chrischona-Turm, den ich nun auf meinem Spaziergang sehe. Schon als die Post in den Fünfzigerjahren hier den Radio- und Fernsehturm baut, den die Bettinger wenig respektvoll ‹Rosthaufen aus Beromünster› nennen, bleibt ihre Begeisterung überschaubar. Und 1984 – der Fernsehturm nimmt seinen Betrieb in der heutigen Form mit einer Aussichtsplattform auf – wehren sich die Einwohner der zweiten Landgemeinde vehement gegen die Idee eines Aussichtsrestaurants, wie es viele grosse Städte kennen. Das kleine, neben dem Turm gelegene, als ‹Kaffeestube› gegründete Waldrain muss genügen für die Hungrigen und Durstigen, die es bis hierher schaffen.

Vielleicht bin ich auf diesem kurzen ‹Schulreisli› dem Charakter der kleinen Landgemeinde doch etwas auf die Spur gekommen. Sie will eben ausdrücklich beides sein: ein attraktiver Wohnort (mit einem religiösen Zusatz sozusagen) und gleichzeitig ein vom Basler Zentrum aus etwas entlegener Ort, der seinen Ursprung als armes Bauerndorf nicht verleugnen kann (und will).

LOHNPOLITIK 1913: DER FÄRBERSTREIK

Vor hundert Jahren wurde das Basler Unternehmertum durch den Färberstreik erschüttert, mit dem im Mai und Juni 1913 ein Tarifvertrag für die Arbeiter durchgesetzt werden sollte. Gibt es Parallelen zu den lohnpolitischen und aktienrechtlichen Diskussionen des Jahres 2013?

Das Jahr 2013 stand unter anderem im Zeichen zweier eidgenössischer Initiativen zum Thema Lohngerechtigkeit. Die Abzockerinitiative und die 1:12-Initiative bewegten auch in Basel die Gemüter – hier vielleicht mehr als anderswo, da massive Lohnungleichheiten und exorbitante (geplante) Abgangsentschädigungen bei den heimischen Weltkonzernen Roche und Novartis als Paradebeispiele für «Abzockerei» erhalten mussten. Schon vor hundert Jahren sorgte die Frage des gerechten Lohnes in einer verwandten Branche für heisse Köpfe: Im Mai und Juni 1913 streikten rund zwölfhundert Färbereiarbeiter für bessere Arbeitsbedingungen. Betroffen waren vier Fabriken: Schetty an der Hochbergerstrasse, die Färberei und Appreturgesellschaft Clavel & Lindenmeyer an der Gärtnerstrasse sowie ihre jeweiligen Tochterfirmen in Friedlingen/Schusterinsel.

Mit dem Streik wollten die Arbeiter einen Tarifvertrag durchsetzen, das heisst einen

Gesamtarbeitsvertrag, der Lohnstandards, Arbeitszeitreduktionen, Versicherungen und anderes hätte regeln sollen. Am 21. Mai 1913 legten sie die Arbeit nieder, standen in der Folge um die bestreikten Fabriken auf Posten, verteilten Flugblätter und beschimpften die Streikbrecher. Mehrere Vermittlungsversuche des kantonalen Einigungsamtes scheiterten am Unwillen der Fabrikanten, mit «Organisierten» zu verhandeln; in der Presse ärgerten sich die Fabrikherren über die Untätigkeit der Regierung angesichts dieses Angriffs auf ihre Unternehmen, während die Arbeiter über deren «protzenhaftes» Auftreten schnödeten; und die Polizei bemühte sich währenddessen um die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Dies gelang ihr auch – bis zum 13. Juni. An diesem Freitagabend hatten sich zehn- bis zwölftausend Demonstranten aus Solidarität mit den Streikenden im Horburgquartier versammelt. Die Polizei, die den Auftrag hatte, die wenigen

nicht streikenden Arbeiter sicher durch die Menge nach Hause zu geleiten, rückte in Grossformation und zum Teil beritten an, woraufhin die Situation eskalierte: Die Menge beschimpfte die Streikbrecher und die Polizisten, nach gegenseitigen Provokationen flogen Steine und eine Limonadenflasche gegen die Polizei, einige Polizisten zogen den Säbel, es gab Verletzte.

Die Armee auf Pikett

Die Regierung stellte daraufhin zwei Kompanien des Basler Füsilierbataillons 97 auf Pikett, um gegen eine allfällige weitere Eskalation gewappnet zu sein. Anders als 1905 beim Streik der Maurer oder 1919 beim Generalstreik kam es jedoch nicht zum Einsatz der Armee: Auf der Strasse blieb es ruhig, und nach einer Woche wurde die Pikettstellung wieder aufgehoben. Am 30. Juni kehrten die Arbeiter gegen das Versprechen einer Lohnerhöhung an ihre Arbeitsplätze zurück.

Ungefähr so weit wissen wir aufgrund der Quellen, was damals geschah – obwohl die Archive natürlich viel mehr Information hergeben, aus denen sich ein detailreiches Bild des Färberstreiks zeichnen liesse. Es wäre dies jedoch kein eindeutiges Bild mit klaren Strichen und Farben, sondern ein eher schillerndes, ein Hologramm. Denn die verschiedenen Beteiligten haben ihre eigene Sicht der Dinge hinterlassen, entsprechend ihrer Rolle im Geschehen, ihrem Auftrag oder ihrer politischen Gesinnung – ganz ähnlich wie in den Auseinandersetzungen des Jahres 2013.

Beispielsweise war der linke «Basler Vorwärts» (als Sprachrohr der Arbeiter, ihrer gewerkschaftlichen Organisationen und der sozialdemokratischen Politiker) bemüht, durch ausgefeilte Analysen nachzuweisen, dass die Forderungen der Streikenden mehr als berechtigt waren, etwa durch Vergleiche mit den Lohnentwicklungen in verwandten Branchen in Basel oder der

Färbereibranche in anderen Kantonen oder durch Berechnungen der Lebenshaltungskosten einer Arbeiterfamilie. Wenig überraschend betrachteten dagegen die bürgerlichen «Basler Nachrichten» (als Sprachrohr des Unternehmertums und der freisinnigen Politiker) den Streik als ungehöriges, wirtschaftsschädigendes Manöver einiger ausländischer Aufhetzer. Fabrikant Schetty äusserte sich beispielsweise in den BN vom 17. Juni 1913 folgendermassen: «Diese Schlange, welche mit ihrem Gift Ruhe und Frieden unserer Vaterstadt tötet, diese Agitatoren und Hetzer, welche unbehindert unser Gemeinwesen um Millionen schädigen, welche tausende Familien-Existenzen ins Unglück stürzen, welche eine der wenigen Industrien Basels vernichten wollen (...) – diese Arbeiterfeinde (muss man) unschädlich machen und ausrotten.» Eine Argumentation, die – wenn auch in weniger bildstarken Worten – in den Diskussionen von 2013 ebenfalls anzutreffen war.

Déjà-vu

Auch die Berichte über die Eskalation der Demonstration vom 13. Juni 1913 lassen bei der Lektüre ein Gefühl des Déjà-vu aufkommen. Ersetzt man die Säbel durch Pfefferspray und Tränengas sowie die Pferde durch Schutzschilde, so könnte es auch um eine Demonstration im Jahr 2013 gehen: Damals wie heute behauptete die Linke, die Polizei habe durch aggressive Einkesselung und Zurückdrängung der Demonstranten die Steinwürfe provoziert, während in den Augen der Polizei, der bürgerlichen Presse und der bürgerlichen Politiker die Demonstranten die Polizisten angriffen, sodass diese in Notwehr von der Waffe Gebrauch machen mussten.

Lässt sich wenigstens eindeutig sagen, ob der Streik ein Erfolg war oder nicht? Auch in dieser Frage folgen die damaligen Pressekommentare dem zu erwartenden Muster: Während der «Vorwärts» eine positive Bi-

lanz zieht und vor allem die Geschlossenheit der Arbeiter und die disziplinierte Ausführung und Beendigung des Streiks lobt, berichten die BN fast hämisch von einem «vollen Erfolg der Arbeitgeber und einer Niederlage der Streikenden».

Die Aussage der BN scheint angesichts der Tatsache, dass die Arbeiter keinen Tarifvertrag erstreiten konnten, auf den ersten Blick berechtigt zu sein. Doch sei die unmittelbare Erfüllung der Streikforderungen durch die Arbeitgeber nicht das einzige sinnvolle Kriterium zur Bewertung eines Streiks, meint der Basler Historiker Bernard Degen: «Streiks verändern immer auch das Kräfteverhältnis in einem Betrieb; wenn es gut läuft, können die Arbeiter ihre Macht unter Beweis stellen.» In diesem Sinn müsse der Färberstreik durchaus als Erfolg gewertet werden, denn trotz verlockenden Angeboten gelang es den Fabrikherren nicht, genügend Arbeiter zum Aufgeben des Streiks zu bewegen oder aber die Streikenden durch «importierte» Arbeiter zu ersetzen, die Produktion kam zum Erliegen und die Fabriken erlitten empfindliche Verluste. Und zudem, so Degen, würden auch in Fällen, wo Streikforderungen mittelfristig erfüllt würden, diese Konzessionen von den Arbeitgebern kaum je als direkte Reaktion auf einen Streik dargestellt. «Über kurz oder lang werden viele Forderungen sowieso erfüllt, jedoch wird dies von den Arbeitgebern zumeist so dargestellt, dass sie aus eigenem Antrieb (und eigener Güte) ihren Arbeitern bessere Arbeitsbedingungen zugestehen.»

Die Forderungen des Färberstreiks von 1913 wurden inzwischen in allen Branchen erfüllt oder übertroffen. Bezahlte Ferien, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, Arbeitslosenversicherung gehören bei vertraglich geregelten Festanstellungen zum Standard. Den Firmen Schetty und Clavel & Lindenmeyer hat der Streik (wie auch die gewährten Lohnerhöhungen) nicht gescha-

det: Noch im Ersten Weltkrieg gründeten sie zusammen die Stückfärberei Basel, fusionierten später mit dieser und konnten den Betrieb bis 1984 weiterführen.

Die «Cousine» Ciba ist indes Teil des weltumspannenden Pharmakonzerns Novartis geworden und floriert weiterhin, derweil die bürgerliche Presse und Exponenten der Novartis, Roche und anderer Konzerne die lohnpolitischen Initiativen des Jahres 2013 als existenzbedrohend darstellten. Die 1:12-Initiative wurde Ende November abgelehnt, ob eine allfällige Annahme der Mindestlohninitiative im Frühjahr 2014 tatsächlich zum Niedergang (oder Wegzug) der Basler Industrie führen wird, bleibt abzuwarten.